



Rita Helmholtz zwischen den Windrädern um ihren Hof. Sie hat den Kampf gegen die Windkraft verloren.

BERLINER ZEITUNG/ANDREAS LABES (2)

Hart im Wind

Hinter den Deichen an der Unterelbe wird der Energiemix der Zukunft produziert. Widerstand dagegen ist schwierig. Zwei Frauen versuchen ihn dennoch

VON CHRISTIAN SALEWSKI (TEXT)
UND ANDREAS LABES (FOTO)



Das Atomkraftwerk Brokdorf ist das Symbol der Anti-Atomkraft-Bewegung. Heute weiden dort Schafe auf dem Deich.

Kurz hinter dem Deich beginnen die Felder, auf denen der Wind geerntet wird. Dort stehen die Türme, die aus der Ferne wirken wie überdimensionierte Pustebäume, ungeordnet in die endlos flache Landschaft gesät. Davor, zwischen den kniehohen Halmen des Winterweizens, steht Rita Helmholtz, die roten Haare zu einer flatternden Mähne zerzaust. Sie deutet auf das Windrad, das am nächsten steht. Von ihrem Feldhof aus ist es 576 Meter entfernt. „Die Klage gegen dieses Windrad da, die ist noch anhängig, da bin ich in Revision gegangen“, sagt sie. „Zu nah, zu laut, zu störend.“

37 Windkraftanlagen sind es, die ihren denkmalgeschützten Hof im Westen, Süden und Osten umstellen. In der Luft liegt ein pulsierendes Surren. „Das ewige Wusch, Wusch, Wusch“, wie sie es nennt.

Rita Helmholtz ist einen weiten Weg gegangen. Vor gut 30 Jahren demonstrierte sie gegen das Atomkraftwerk Brokdorf, dessen Betonkuppel sich auf der anderen Elbseite vor dem tief hängenden, grauen Himmel abzeichnet, nicht einmal zehn Kilometer entfernt. Damals war sie 28 Jahre alt, trug enge Hosen und studierte Stadtsoziologie. Heute sagt Rita Helmholtz Sätze wie: „Ich habe kein Problem mit Atomkraft, weil bisher ja auch noch nichts passiert ist.“ Und: „Solange man nicht selber davon betroffen ist, scheint Windkraft die tolle Lösung zu sein.“ Aus der Atomkraft-Gegnerin ist eine Windkraftgegnerin geworden. Rita Helmholtz kämpft heute gegen die wohl umweltfreundlichste Energieform.

Wenn man an der Unterelbe bei Brunsbüttel, dort wo der Nord-Ostsee-Kanal auf den Fluss

stößt, auf den Deich steigt und sich umschaute, wird der Begriff Energiemix, mit dem Politiker die Energieerzeugung aus verschiedenen Quellen bezeichnen, auf einmal sehr greifbar. 70 Windkraftäder drehen sich allein auf Brunsbütteler Boden, darunter die größte je gebaute Anlage, die Repower 5M, 187 Meter hoch. Das Atomkraftwerk Brunsbüttel steht direkt daneben, nur wenige Kilometer entfernt erhebt sich das Atomkraftwerk Brokdorf über die Deichkrone. Ein Biomassekraftwerk wird bald in Betrieb genommen, mehrere Kohlekraftwerke sind in Planung und ein Müllheizkraftwerk soll auch noch kommen.

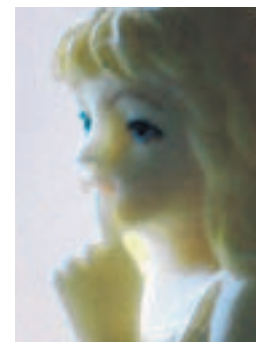
Der flache Landstrich an der Unterelbe ist so etwas wie der Krautraum einer ganzen Region. Hier kann man auf engem Raum studieren, wober Politiker und Experten im fernen Berlin sich austauschen, wenn sie in der Debatte um die richtige Energie Wörter wie Zukunftsfähigkeit, Verantwortung oder Unabhängigkeit benutzen. Es sind abstrakte Begriffe. Sie sagen noch nichts darüber, dass zwischen den Schloten, den Kraftwerkskuppeln und den Windrädern hier im Nordwesten auch Menschen leben. Die meisten von ihnen nehmen es hin. Und einige wehren sich. Es sind Menschen, deren Geschichten davon erzählen, was passiert, wenn große Fragen auf einmal zu sehr persönlichen werden.

Rita Helmholtz trinkt ihren Tee so, wie man ihn an der Küste trinkt, mit Kandis und einem Schuss Milch. Sie sagt, dass sie wegen der Windräder Schallschutzfenster einbauen musste. „Und das auf

Fortsetzung auf Seite 2

IM HEFT

Babyklappen
retten keine
Kinder, sagt die
Adoptionsexpertin
und Kriminologin
Christine Swientek
SEITEN 4/5



BUCHCOVER.COM/VISUM/HENDEL

BERLIN MITTE

Es begann mit einem Yoga-Studio. Lange gab es in der kleinen Straße, die in dem Teil von Kreuzberg liegt, der bisher als wenig schick galt, nur einen türkischen Sportverein, ein düsteres Restaurant, in dem nie Leute saßen und einen Trödelladen. Um die Ecke ist eine Koranschule. Die einzige Fremdsprache, die man hörte, war Türkisch, die Frauen trugen Kopftuch. Das neue Yoga-Studio wirbt für kraftvolles Work-Out. Es wird von einem Australier betrieben. Neulich hat eine Galerie aufgemacht, ein Laden wie ein Schlauch, mit schummerigem Licht. Wo Trödel verkauft wurde, hängen jetzt Installationen an den Wänden. Am Wochenende dröhnt Rockmusik aus dem Laden, davor stehen junge Leute. Sie trinken mexikanisches Bier, tragen Röhrenjeans und gut frisiertes Haar. Sie sprechen englisch, französisch oder spanisch. Offenbar liegt die kleine Straße jetzt im schicken Teil von Kreuzberg. (sab.)

Die Speisekarte hat hinten eine Seite, auf der Grundlegendes geklärt wird. Meine Freundin ist noch nicht da, ich habe Zeit, alles zu lesen. Die Produkte, mit denen gekocht wird, sind nicht nur Bio, sondern höchster Qualität. War nicht anders zu erwarten, in einem Delikatessenladen-Bistro-Restaurant in Berlin, Prenzlauer Berg. Der Espresso hier hat einen Preis gewonnen. Die Küche arbeitet mit Ökostrom und energieeffizienten Geräten, Müll wird getrennt, Recyclingpapier verwendet. Steht alles in der Karte. Sämtliche Mitarbeiter sind sozialversichert. Ich schaue mich um, auf dem Tresen stehen weiße Lilien, der Kellner sieht aus wie ein Model. Meine Freundin kommt herein, sie setzt sich und heult laut los. Sie hatte einen harten Tag, in der echten Welt, irgendwo da draußen. (who.)



Am Bahnhof Schönhauser Allee legt Berlin Tempo vor. Die U-Bahn im Keller, im Parterre fahren Autos, rasen Fahrräder, hält die Tram. Zwischen Tip-Verkäufer und Akkordeonspieler wechseln die Umsteiger die Seiten, umschiffen einander schnell und graziös. Die Straße ist ein Laufsteg, im Vorübergehen zeigt die Jugend der Welt, was sie zu bieten hat: Schönheit, Verrücktheit, Verliebtheit. Ein Vater mit Kind vorm Bauch trägt Chaplin-Hut und grünes Haar, seine Schöne läuft im Flamenco-Kleid. Ein Hippie-Pärchen führt ein Fahrrad, auf dem Gepäckträger balancieren sie ein plüschiges Zweisitzersofa vom Trödler. In den schicken Häusern von Prenzlauer Berg wohnen nur noch Kinder reicher Eltern, hatte der Soziologe am Morgen im Radio gesagt. Das ist woanders. An der Schönhauser gibt es noch Hinterhäuser, zum Glück. (rr.)

Es ist kein brüllender Lärm, eher ein Hintergrundbrummen im Takt der Rotoren. Eine Zeit lang lässt sich das ignorieren. Irgendwann fängt es an zu nerven.

Fortsetzung von Seite 1

dem Land, das ist doch unglaublich. Ihre Stimme klettert eine Oktave in die Höhe, wenn sie zornig wird. Schallschutzfenster. Das passt tatsächlich nicht zu dem „Kehdinger Feldhof“ von 1831, auf dem sie lebt.

Wie eine Hallig erhebt sich das Ensemble aus den Getreidefeldern. Eine kurze Eichenallee führt in das Hofgeviert. An einem Fachwerkhäus mit geweißten Balken klettert Blauregen empor. Von den Holzlaten einer Scheune, die aussieht als wäre sie an einem norwegischen Fjord ab- und hier wieder aufgebaut worden, blättert grüne und rote Farbe ab. „Boots-haus“ steht auf einem Holzschild, aber ein Boot gibt es nicht, nur eine Waldohreule, die im Giebel wohnt.

Schallschutzfenster. Dabei ging es ihr gerade um Ruhe, als sie mit ihrem Mann beschloss, aufs Land zu ziehen. Um Ruhe und Natur.

Rita Helmholtz ist Jahrgang 48. Ihr Abitur macht sie in Kassel. 1967 fängt sie an, Architektur zu studieren, in Braunschweig. Für das Diplom geht sie nach Hamburg, eine der Städte, in denen die Studenten rebellischer sind und die Nächte länger. Sie versucht sich kurze Zeit in einem Architekturbüro. Dann schreibt sie sich für Stadtsoziologie ein, weil sie denkt, man könne doch nicht einfach irgendwelche Dinge bauen, ohne zu wissen, was die Leute wollen.

Politisch sein gehört für Rita Helmholtz an der Uni dazu. Das eigentliche Erweckungserlebnis aber ist Brokdorf. Es ist der 13. November 1976, ein eiskalter Tag. 30 000 Menschen marschieren zum Baugelände des Atomkraftwerks, wollen den Zaun stürmen und das Gelände besetzen. Rita Helmholtz ist dabei, mit friedlichen Absichten, wie sie sagt. Die Polizisten erwarten die Demonstranten mit Pferden, Hunden, Wasserwerfern, Hubschraubern. Mit Plastikschildern, Schlagstöcken und Tränengasgranaten verteidigen die Beamten das Areal. Vergeblich. 3 000 Demonstranten stürmen den Bauzaun. Die Journalisten melden „bürgerkriegsähnliche Zustände“ in die Redaktionen.

Der Ort, an dem die Tränengasgranaten damals explodierten, scheint weit weg zu sein. Dabei ist er keine zehn Kilometer entfernt. Was damals war, sieht Rita Helmholtz heute mit anderen Augen. Wie so viele ihrer Generation, die einmal die ganze Welt verändern wollten und inzwischen bemüht sind, ihre eigene in Ordnung zu halten. Vielleicht, weil es damals weniger um die Atomkraft ging, als um das Gefühl, dabei zu sein.

Mit Anfang 30 geht Rita Helmholtz nach Kairo, lernt Arabisch, der Horizont weitet sich. 1983 tritt sie eine Stelle bei Olympus an, der Firma für optische Geräte. Sie macht Karriere. Die Fächer, die sie studiert hatte, braucht sie dafür nicht.

Zehn Jahre lang arbeitet sie als Marketingchefin für Olympus, ihr Mann leitet die Logistikabteilung. Irgendwann will sie nicht mehr dauernd im Flugzeug sitzen, will nicht mehr zwischen dem Termin in Japan und dem in den USA in ihrer Wohnung in Hamburg kurz noch den Koffer neu packen. Sie will raus aus der Geschwindigkeit und raus aus dem Lärm.

Als sie 1999 mit ihrem Mann den alten Hof an der Elbe entdeckt, weiß sie sofort, dass sie hier alt werden will. Einige der Windräder stehen schon, aber weit über einen Kilometer entfernt. „Wir haben uns neben das Auto gestellt, den Motor ausgemacht und zehn Minuten gelauscht“, erzählt Rita Helmholtz. Zu laut ist es damals noch nicht. Vielleicht hatten sie auch noch das Rauschen der Stadt in ihren Ohren.

Dann, 2002, den Hof haben sie inzwischen mühsam renoviert, geht das Rammen los. Die Baumaschinen treiben die Fundamente für weitere zehn Windräder in die Erde. Alle Anträge, den Baubeginn aufzuschieben, sind zuvor abgewiesen worden. Als die ersten Bretter von der Scheune fallen, kommen die Bauarbeiter und bringen provisorische Stützen an. „Es war so ein Gefühl von Ungerechtigkeit, das da aufkam, warum wir Menschen zweiter Klasse sind, warum man nicht gehört wird“, sagt Rita Helmholtz.

Vor dem Verwaltungsgericht Stade argumentiert sie, ihr Hof werde durch die neuen Anlagen umzingelt. Zu der erdrückenden optischen Wirkung kämen der Lärm und der Schattenwurf der Windräder bei tief stehender Sonne. Die Baugenehmigung hätte nie erteilt werden dürfen. Es ist der Versuch, einen schon verblasenden Traum zu retten oder ihn wenigstens festzuhalten, ein bisschen noch. „Von den genehmigten Anlagen geht eine rücksichtslose, erdrückende oder bedrückende Wirkung nicht aus“, heißt es in der Urteilsbegründung. Eine Frage der Wahrnehmung, juristisch beantwortet.

Tatsächlich klingt es nicht so, als würde hinter dem Haus eine Autobahn verlaufen. Es ist kein brüllender Lärm, der von den Feldern kommt, eher ein dauerhaftes Hintergrundbrummen im Takt der Rotoren. Wenn man mit Rita Helmholtz über ihren Hof spaziert, nimmt man den Geräuschpegel zunächst gar nicht wahr. Erst wenn man aus dem Schallschatten auf der Nordseite des Hofes hervortritt, wird er bewusst. Wusch, Wusch, Wusch. Es hört sich an, als würde nach einem lockeren Dauerlauf das Blut im Kopf pulsieren. Eine Zeit lang lässt sich das ignorieren. Irgendwann fängt es an zu nerven. Rita Helmholtz' Mann hat es irgendwann nicht mehr ausgehalten.

Nördlich des Feldhofes steht das Atomkraftwerk Brunsbüttel und direkt daneben ein kleiner zweistöckiger Bau aus den 70er Jahren. Man könnte meinen, dass das Informationszentrum eines Atomkraftwerks nicht unbedingt der ideale Ort ist, um für Windkraft zu werben. Bei Repower Systems, dem Hersteller der 5M, der größten Windkraftanlage der Welt, scheint man das anders zu sehen. Repower hat sich in das Gebäude eingemietet. Im Erdgeschoss zeigt eine Tafel die Entwicklung der Rotorendurchmesser. Direkt davor steht ein Brennelement, über vier Meter hoch. Atom- und Windkraft leben hier unter einem Dach. „Wir profitieren davon“, sagt Dagmar Günzel, die im Informationszentrum für das Atomkraftwerk spricht. Es gibt im Neudeutschen einen Begriff, der nennt sich Greenwashing.

Im Eingangsbereich liegen Broschüren. Wenn man sich in die Mitte stellt und die Arme ausstreckt, dann kann man mit Links die Repower-Broschüre „Renewable Energy for the Future“ greifen und mit Rechts

das weiße Heftchen des Deutschen Atomforums „Deutschlands ungeliebte Klimaschützer“. Oder man greift sich mit Rechts den „Ratgeber für die Bevölkerung in der Umgebung des Kernkraftwerks“, der die Evakuierungsrouten für den Katastrophenfall ausweist und den der Kraftwerksbetreiber Vattenfall laut Strahlenschutzverordnung an alle Haushalte in einem Radius von zehn Kilometern verteilen muss. Welche der Broschüren man nimmt, hängt wohl davon ab, wie überzeugend Dagmar Günzel gerade gearbeitet hat.



Anke Dreckmann vor dem Atomkraftwerk Brunsbüttel. Sie kämpft seit Tschernobyl gegen den Reaktor.

Im Modell des Atomkraftwerks, das im Informationszentrum aufgebaut ist, wirkt es wenig bedrohlich. Eigentlich fehlen nur die Playmobil-Figuren, um den Eindruck kontrollierter Harmlosigkeit abzurufen. Hier arbeiten Kommunikationsprofis an der Außen-darstellung des Kraftwerks. Profis wie Dagmar Günzel. „Wir sind eine technische Anlage“, sagt sie angesprochen auf die Pannenserie des vergangenen Jahres. Und dass technische Anlagen nicht immer problemfrei laufen, das sei ja wohl klar. „Aber alles im absolut sicheren Bereich.“

Gerade wird ein neuer Beamer installiert. Den Besuchern des Informationszentrums, darunter viele Schulklassen, soll so gezeigt werden, was nebenan, hinter dem merdicken Beton im Inneren des Reaktorgebäudes passiert. Dagmar Günzel beobachtet, wie das Bild ausgerichtet wird. Noch ist es leicht schräg. „Das muss alles perfekt sein, bis auf den Zentimeter“, ruft sie den Technikern zu. Wer mit Brennstäben hantiert, muss auch eine Projektion gerade auf die Wand bekommen.

Anke Dreckmann ist überzeugte Atomkraftgegnerin. Sie hat sich nicht mit den Atommeilern arrangiert wie die meisten anderen in der Region. Anke Dreckmann wehrt sich, so wie Rita Helmholtz. Auch wenn die beiden Frauen gegen unterschiedliche Windmühlen anrennen. Und Anke Dreckmanns Kampf der politisch korrektere zu sein scheint.

Fast wäre sie über den Drahtzaun gestiegen, um auf den Deich zu kommen, auf dem Schafe mit roten und grünen Farbpunkten auf dem Fell grasen. Doch dann schwingt sich die 65-Jährige erstaunlich be-hände unter der gestreiften Schranke hindurch und schlendert den geteerten Weg hinauf. Oben pfeifen die Böen durch die Löcher im Metallgatter, das die Schafe von der Straße trennt. Wie auf einer Querflöte. Die Elbe trägt Schaumkronen, so sehr stürmt es. Regentropfen nieseln von der Seite. Mówengeschrei wabert durch die Luft. Anke Dreckmann weht das schneeweiße Haar vors Gesicht. Mit einem karierten Taschentuch wischt sie die Tränen fort, die der Sturm ihr aus den Augen treibt. Alles ist in Bewegung, gehorcht dem Diktat des Windes. Unbeeindruckt von der Kraft der Elemente steht ein großer schwarzer Kasten in der Landschaft. Das Atomkraftwerk Brunsbüttel.

„Die kennen mich hier“, ruft Anke Dreckmann. „Die Zeiten, in denen wir mal aneinander geraten sind, die sind vorbei.“ Aber „die“ sind trotzdem nach

fünf Minuten zur Stelle, genauer: ihr Wachschatz. Warum sich die Frau mit der weiten Jeans und dem Holzfällerhemd vor dem Atomkraftwerk fotografieren lässt, wollen die Männer wissen. Sie geben sich mit der kurzen Mitteilung zufrieden, dass man angemeldet sei.

Sie wissen nicht, dass Anke Dreckmann gegen das Zwischenlager für abgebrannte Brennstäbe klagt, das es hier seit dem Verbot der Wiederaufbereitung gibt, wie auch an allen anderen Meilern in Deutschland.

Seemanns-Ehefrauen werden, immer im Wartestand. Also macht sie das Funkpatent zweiter Klasse und fährt mit. Dass an der Elbe demonstriert wird, erfährt sie aus dem Hamburger Abendblatt, dessen Artikel sie für die Mannschaft aus dem Morsecode übersetzt.

1978 kommt ihre Tochter auf die Welt. Ihr Mann beginnt 1980 als Kanallotse in Brunsbüttel. Sie wird Hausfrau. Sie ziehen in das kleine Haus mit dem wilden Garten, das sie noch heute bewohnen.

Eigentlich wollte sie nicht nach Brunsbüttel. Sie, die Hamburgerin, kannte hier niemanden, in „diesem Asterix-Dorf“, wie sie es nennt. „Ich musste mit meiner Tochter hier Fuß fassen“, sagt sie. Der Umweltschutz half dabei. Sie fängt an, sich in Bürgerinitiativen zu engagieren, arbeitet eine Zeit lang im Naturwarenladen drüben an der Hauptstraße, lernt neue Freunde kennen. 1985 tritt sie in die Umweltschutzorganisation BUND ein. Als in Tschernobyl der Reaktor explodiert, hat sie endgültig ihre Aufgabe gefunden.

Sie erledigt sie gründlich. Im Internet werden die Daten der Antennen veröffentlicht, die in der Region die radioaktive Belastung messen. Anke Dreckmann verfolgt die Werte. Wenn die Antenne „KWR-Ost“ in Brokdorf ausschlägt, sagt sie, dann wurde zuvor ein Castor auf dem Kraftwerksgelände in die Halle bewegt, die als Zwischenlager dient.

„Wenn Arbeit anfällt, dann mache ich sie“, sagt sie. Manchmal suchen sich Menschen auch Arbeit, wenn sie sich einsam fühlen.

Bürgermeister Hansen würde weder Anke Dreckmann noch Rita Helmholtz einen Platz in seiner Fraktion anbieten. Hansen ist parteilos und gehört „der Fraktion der Vernunft an“, wie er sagt. „Die früher gegen Kernkraft waren, sind jetzt gegen Kohle und im Zweifel auch noch gegen Windkraft. Die sollen mir mal erklären, wo soll die Energie herkommen?“, sagt er.

Hansen ist ein Bürgermeister, wie man ihn sich in einer Kleinstadt an der Küste vorstellt. Seinem Schreibtisch gegenüber steht in einer Vitrine das Modell eines Dreimasters, bestimmt anderthalb Meter lang. Sein Gesicht ist rund, die Hände wettergegerbt, zupackende Art, bürgernahe. „Ich fahre auch am Sonnabend in kurzer Hose zum Bäcker, alles ganz normal“, sagt er. Hansen ist derjenige, der die Energieerzeuger und damit die Gewerbesteuer nach Brunsbüttel holt.

Die 14 000-Einwohner-Stadt ist kaum verschuldet. Schulen und Kindergärten sind in bestem Zustand. Ein neues Fußballstadion wurde gebaut und eine neue Sporthalle. Wer hier gegen die Energieunternehmen Politik machen wollte, wäre schnell abgemeldet. In der Ratsversammlung gibt es in Energiefragen eine klare Mehrheit aus SPD, CDU und FDP. 19 der 24 Stadträte wollen neue Kohlekraftwerke und ein Müllheizkraftwerk nach Brunsbüttel holen. Für die Verlängerung der Laufzeit des Atomkraftwerks sind sie ohnehin. Eigentlich soll das Atomkraftwerk 2009 endgültig vom Netz gehen. 330 Mitarbeiter wären davon direkt betroffen, unter ihnen vier Stadträte der beiden großen Parteien. Das Restrisiko, hier heißt es Arbeitslosigkeit. Und so steht die Mehrheit der Bevölkerung hinter der energiefreundlichen Politik von Hansen. Zweimal wurde er direkt gewählt. Einmal mit 80, einmal mit 90 Prozent der Stimmen.

Doch auch die Kritiker organisieren sich. Es gibt die Bürgerinitiative „AKW Brunsbüttel stilllegen – sofort“ und die „Bürgerinitiative Gesundheit und Klimaschutz Unterelbe“, die sich gegen die geplanten „CO₂-Dreckschleudern“ wendet. Gegen die Windkraft wendet sich kaum jemand. Viele Landwirte haben gut an den Windrädern verdient. Früher genehmigte man hier schnell noch Standorte, bevor von höherer Stelle Mindestabstände zu Wohnhäusern vorgeschrieben wurden. „Steht, Punkt, fertig aus“, nennt Hansen dieses Verfahren. In einem einzigen Fall wollte ein Anwohner Erschütterungen im Boden nachweisen. Die Gutachter konnten ihn widerlegen. „Unterm Strich: Keine Gegner, alle zufrieden“, sagt Hansen.

Rita Helmholtz hat kürzlich wieder zwei „Ratgeber“ erhalten, einen aus Brunsbüttel und einen aus Brokdorf. Sie hat sie genommen und an ihrem Schreibtisch auf einen Stapel gelegt. Jodtabletten, um sich im Fall der Katastrophe gegen die Radioaktivität zu schützen, hat sie nicht vorrätig. Manchmal ein mulmiges Gefühl, ja, das habe sie noch immer, sagt sie. Aber nicht die Atomkraftwerke haben ihr den Mann genommen. Das waren die Windräder. Davon ist sie überzeugt.

Sein Herz war nicht mehr ganz gesund, es war „vorgeschädigt“, wie Rita Helmholtz es nennt. Er war erst 63, frühverrentet. Die Windräder, gegen die sie geklagt hatte, drehten sich seit einem guten Jahr. Nachts schlief er schlecht, tagsüber ärgerte er sich über den Lärm. „Er hat wirklich persönlich darunter gelitten, und zwar durchgängig, nicht nur punktuell“, sagt Rita Helmholtz. Ein Mensch, der über Jahrzehnte logistische Probleme löste, zur Hilflosigkeit verdammt.

Wenn Bekannte zu Besuch kamen, fragte er sie zuallererst, wie sie zur Windkraft stehen würden. Wenn sie sich dafür aussprachen, waren sie bei ihm unten durch. Er grüßte dann nicht mehr, zog sich zurück. Immer ging es um die Windräder. „Es war fast nicht möglich, das Thema auszuklammern“, sagt Rita Helmholtz. Ihr wurde es irgendwann zu viel. Sie wollte ein normales Leben führen. Es gab Streit. Das alles habe die Beziehung unheimlich belastet, sagt sie.

Dann, ein Morgen im November, Rita Helmholtz kam gerade aus dem Bad. Ihr Mann kam ihr auf der Treppe entgegen. Er wollte sich kurz hinlegen, sagte er, er habe schlecht geschlafen. Plötzlich sackte er in sich zusammen, einfach so. Er starb an diesem Tag in ihren Armen.

Rita Helmholtz steht im Winterweizen in der Nähe ihres Hofes. Eine schwarze Katze streicht um ihre Beine. Zwischen den riesigen Windrädern um sie herum wirkt sie ein wenig verloren. Rita Helmholtz konnte von hier weg ziehen, den lästigen Windrädern entfliehen. „Wo soll ich denn hin?“, sagt sie. „Den Hof werde ich doch nicht mehr los.“



Kohle, Wind, Atom. Energiemix in Brunsbüttel.

Sie wissen auch nicht, dass sie seit der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl gegen die Atomkraft kämpft, und auch nicht, dass sie damit weitermachen wird, solange sie dazu die Kraft noch hat.

An jedem Sechsten des Monats holt Anke Dreckmann ihr Fahrrad aus dem Schuppen und fährt rüber zum Yachthafen Brunsbüttel. Mit der Fähre über den Nord-Ostsee-Kanal, dann vorbei am Lotsenhaus, 15 Kilometer den Elbdeich entlang, bis nach Brokdorf. Seit 1993 fährt Anke Dreckmann diese Strecke. Sie fährt sie aus Überzeugung. „Das ist, damit man für sein Gewissen sorgt“, sagt sie.

Bei den monatlichen Protesten von Anke Dreckmanns Basisgemeinde Wulfshagener Hütte hat sich inzwischen mit dem Wachschatz ein Kompromiss aus Gewohnheit eingespielt. Man wird geduldet. Immer von 14 bis 17 Uhr blockiert eine Handvoll Aufrechter das Haupttor des Atomkraftwerks Brokdorf, mehr als zehn sind es nie. Wobei blockieren nicht ganz korrekt ist. Eine der beiden Fahrspuren auf das Gelände bleibt immer frei. „Ich bin ja ein friedvoller Mensch“, sagt Anke Dreckmann. Sie trinken dann vor dem Tor Tee und Kaffee, unterhalten sich, manchmal bringt der Pastor aus Wedel

einen Bibeltext mit. Gegen Ende laufen sie dann zusammen den Wassergraben entlang, der das Kraftwerk wie eine mittelalterliche Burg umgibt. An der südöstlichen Ecke des Geländes liegen unter Birken drei Gedenksteine im Gras. Auf dem größten von ihnen, einem rauen Findling, ist ein verwittertes Holzbrett angebracht. „Den Toten, Kranken und Vertriebenen von Tschernobyl“ steht darauf. Dort halten sie ihre Mahnwache ab.

So sieht der Protest heute aus, gut 32 Jahre nachdem Rita Helmholtz mit 30 000 anderen nach Brokdorf zog, um zu erkämpfen, dass der Bauplatz wieder zur Wiese wird.

Beim Kaffee im Brunsbütteler Yachthafen erzählt Anke Dreckmann, dass sie eine Art Spätzünderin in Sachen Atomkraft ist. Als Rita Helmholtz in Brokdorf demonstriert, ist sie irgendwo auf dem Atlantik unterwegs. Oder auf dem Indischen Ozean, so genau weiß sie das nicht mehr. Ein Container-Riese schiebt sich aus der Schleuse in den Nord-Ostsee-Kanal. Anke Dreckmann schaut nicht hinüber. Sie fuhr selbst für eine Hamburger Reederei zur See.

Ihren Mann lernt sie 1967 kennen, da macht er gerade das Kapitänspatent. Sie will nicht eine dieser